

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Briefe aus Innsbruck, Frankfurt und Wien

Flir, Alois

Innsbruck, 1865

Wien, den 4. Dezember 1826

ich in der Außenwelt diese ganze Stunde herumvagiren und nicht in die Engen der stillen Freundschaft mich zurückziehen? Mein lieber Freund, jetzt — sind wir gewaltig getrennt — ich fühle es oft schmerzhaft — sehr schmerzhaft! Aber es muß so sein. Die Stunden unserer harmlosen Freundschaft sind vorüber — unsere Schiffelein gleiten nicht mehr so nahe neben einander durch die stille Fläche der Spiegelstuth, daß wir einander die Hände zureichen und sie drücken können; auseinander sind die Rähne getrieben, und mit der sehnsuchtsvollen Brust kämpfe ich mich auf unstichern, stürmischen Wellen weit — weit von Dir entfernt, herum! Aber die Entfernung knüpfe unsere Bande nur noch näher, trennen — soll sie selber die Ewigkeit nicht! Schreibe mir bald, von Allem, was Dich näher und am nächsten betrifft. Ich bin und bleibe Dein treuer Freund
Flir Alois.

Wien, den 4. Dezember 1826.

Thuerster Freund!

Schon lange sehnte ich mich nach einem antwortenden Briefe von Dir, und suchte umsonst die Ursachen, die ihn zurückhalten könnten; als das gute Glück mir die Erinnerung eingab, daß Du mir sagtest, dann erst woldest Du mir schreiben, wenn ich meine Empfehlungen verwendet hätte. Sogleich also soll dieser Brief mit seinen Kunden fortfliegen, um den Deinen zu mir zu fordern. Denn die Welt ist so tonlos, wenn des Freundes Töne verstummen; sie ist so einsam, wenn man nicht jedes Gefühl und jeden Pulsschlag mit einem Vertrauten austauschen kann. Was Du vorzüglich erwartest, will ich Dir zuerst vorstellen.

An eben jenem Tage, wo ich mein Empfehlungsschreiben zu Herrn W i k o f f tragen wollte, — starb er. Du kannst Dir denken, daß mich dieser ungünstige Zufall nicht angenehm überraschte. Herr v. H o r m a y r war noch auf Reisen, so daß ich ihn erst vor einigen Tagen sprechen konnte. Er nahm mich äußerst freundlich auf, und erlaubte mir, wann immer und in was immer für einer Angelegenheit zu ihm zu kommen. Er ist ein Mann von großer Statur und ziemlich schön gebaut. Sein Auge verräth seinen Geist; aber seine

nicht ganz fest männliche und offene Stirn, und ein gewisses Etwas um seine Miene machten auf mich einen minder begeisternden Eindruck. „Ich kann Ihnen helfen und will Ihnen helfen!“ waren seine Worte, die mich auffordern, diesem Manne in gewissen Beziehungen mein Zutrauen zu schenken. Aber ich muß ulyssisch klug sein, wenn ich mit meinen Zutraulichkeiten nicht mein ganzes Spiel verlieren will. Denn ich stehe zwischen zwei Männern, die mir Beide gleich nothwendig, sich selbst aber gerade entgegengesetzt sind. Ich meine Herrn Chüeny und Herrn v. Hornayr. Vom Erstern will ich meine Bildung, vom Zweiten mein Glück; beim Erstern bin ich Schüler, beim Zweiten — Mann; Jenen — frage ich, wie ich den Geist bilde; Diesem — zeige ich, was mein Geist leistet; Jenem — enthülle ich meine Bedürfnisse; Diesem — bring' ich meine Produkte.

Mit Herrn Chüeny einmal — stehe ich jetzt auf sehr gutem Fuße. Wer diesen Mann erforschen und ergründen will, muß wahrlich selbst Genie und Biedersinn haben: jenes, um ihn zu verstehen; diesen, um ihm zu nahen. Er ist eine Eiche, die allein aufwuchs, und mit den Wurzeln tief in die Tiefen hinabsteigt, mit dem Haupte aber zum Himmel sich hebet; Stürme wollten sie brechen, aber sie stärkten sie nur, und gaben ihr jene kernvolle Kraft, in der sie jetzt unter dem heitern Aether — ein Wunderstamm — dastehet. Was ich sage, ist buchstäblich zu nehmen, denn es ist buchstäblich wahr. Er ist zwar nicht der liebevolle, theure Niederstätter, er ist aber ein hochgeachteter, heiliger, verehrter Sokrates. Seine Rede ist zwar rauh, aber der Sinn ist schön; er ist zwar ziemlich zurückhaltig mit seinen Ideen, gibt er aber eine, so macht diese schon reich. Das selge, fremdartige Gevögel flieht zwar, wenn die Eiche etwas finster rauscht, aber der Adler und Adlerähnliche setzen sich darauf, und wiegen sich stolz und wonnig auf den gewaltigen Nestern. — Das von ihm aufgeschlossene Alterthum will ich jetzt schauen, und will in mich ziehen seine Gebilde, und sie sollen neu in meiner Seele aufblühen und in das Leben hinauswachsen. Auf klassischem Boden will ich mich erziehen — da will ich reifen — auf diesem Gilande des Zeitoceans, wohin man rittern soll — da will ich stark werden, und dann zurückkehren in mein Mutterland!

Meine Dichtungen muß ich jetzt in die Brust zurückdrängen: vor Chüeny dürfen sie noch lange nicht offenbar werden. Er liebt zwar die Kunst, hält sie aber für so hoch, daß er den verachtet, der Künstler werden will. Nichtsdestoweniger wird er mich, weil er hörte, daß ich Zeichner sei, zu einem Künstler führen, und mich mit ihm bekannt machen; so viel ich bisher mutthmaße, zum berühmten Kupferstecher J o h n. —

In einigen Tagen werde ich wieder Herrn v. Hormayr besuchen, und ihn allmählig mit meinen Absichten bekannt machen. Ich werde ihm meine Dichtungen zur Kritik geben, und vorzüglich meinen „Alfred.“ Denn nur ein Mann, wie Hormayr, vermag einem jungen Werke eine gastliche Aufnahme in der Außenwelt zu sichern. Aber früher habe ich noch sehr Vieles in meinem Drama zu verbessern — theils nach Deinen Bemerkungen, theils nach meinen eigenen, erhöhten Ideen. Die Grundfläche bleibt, nur an den aufgetragenen Farben will ich noch veredeln. — Du stehst, mein Glück faßt jetzt die ersten Wurzeln — wenn es wächst, so wollen wir uns in wonniger Umarmung darüber beugen. — Daß ich nicht praktischer Arzt werde, weißt Du ohnedies, aber wisse, daß es mich nicht reuet, diesen Zweig der Wissenschaft ergriffen zu haben.

Meine Condition ist vortrefflich. Mein größerer Jögling ist ein vortrefflicher Jüngling, und vielleicht der erste Student seines Courses. Will ich bleiben, so kann ich 4 bis 5 Jahre bleiben. —

Jetzt laß mich einmal zu Dir und Deinen Verhältnissen! Wie lebt Dein Herz mit allen seinen Gefühlen? Schreibe mir recht bald und recht viel — über alles Theure — Deines Herrn Vaters wegen möchte ich Dir noch gerne einige Neuigkeiten schreiben, aber ich weiß nicht viel. Don Miguel wohnt seit der Anerkennung der Constitution in der Burg und speist mit dem Kaiser. Er ist ein Mann von beiläufig 30—33 Jahren: mittlerer Statur, schwarze Haare, länglichtes Gesicht, schwärzlich ist seine Farbe, sein Auge ist schwarz und schön. Er ist sehr rüstig, schwimmt und jagt. Der Sohn des Napoleon, jetzt 15 bis 16 Jahre alt, ist schon in Deiner Größe, aber natürlich deshalb sehr schwächlich. Täglich begegne ich ihm

auf der Bastei mit seinem Hofmeister. Sein Gesicht ist etwas breit, aber blaß. Sein Auge verräth nicht die große Seele, aus welcher er stammt. Uebrigens aber scheint er sehr gesprächig zu sein, denn immer sah ich ihn mit seinem Hofmeister sich unterreden. Seine Stimme ist im ersten Brechen, wie man zu sagen pflegt. — Noch Eins: Chüeny ist Lehrer eines Prinzen vom Prinz Carl . . .

Wien, den 17. Juli 1827.

Geliebter Freund!

Auf Ihre Forderung und die meines Herzens — lege ich alle meine Geschäfte zur Seite, und bin nun nichts Anderes, als Ihr Freund, und rede als solcher. Zuerst will ich Ihnen auf die Stellen Ihres lieben Briefes antworten. Ich freue mich Ihres thatkräftigen Strebens zum Wahren und Guten: Ihre warme Seele treibt gewaltig, und die Blüthen sind schön, und die Frucht wird gut! Aber Sie sollen in mir nicht nur den Lobredner finden, sondern auch den Tadler — jedoch etwa keinen Zoilus. Sie wissen schon, in welchem Gefühle ich rede. — Ich meine, Ihre Gluth treibt Sie an ein Ende hinaus, wo man etwas von der rechten Bahn sich verliert. Ich sah mich gerade in der nämlichen Lage: ich wollte nämlich in einer Umarmung die halbe Welt zusammennehmen; ich las Cicero und Demostheues, Xenophon und Cäsar, Herodot und Livius, Pindar und Horatius — und weiß Gott noch was Alles. Ich freute mich einer gewissen Nüchternheit, und wähnte, dabei mich recht wohl zu befinden. Aber das viele Aufnehmen des Vorgeworfenen ist nicht gesund. — Die Pflanzen geben bei weniger Nahrung viel frühere und schönere Blüthen; der Körper erhält seine Kraft und Jugend bei einfachem Genuße von Speise und Trank viel reiner und länger; und die Seele? auch diese will in männlicher Selbstthat wachsen, und nur im Nothwendigen von der Außenwelt abhängig sein. — Erst wenn das idealisch fühlende Leben des Jünglings in sich und durch sich eine feste und bestimmte Gestalt — eine in sich und durch sich begründete Individualität gebildet hat, mag er kühn in Verbindung treten mit Alterthum, Außenwelt und Natur;